

## Der Klavierspieler

Konzertpianist wollte er werden. Er war nahe dran. Er träumte von grossen Sälen, von der Carnegie-Hall in New York, der Philharmonie in Berlin, vom KKL am Lucerne Festival. Er hatte sich ein bemerkenswertes Repertoire an klassischen Werken erarbeitet, Chopin, Brahms, Liszt, Schumann und alle Beethoven-Sonaten. Während seiner Zeit am Konservatorium spielte er nebenbei in verschiedenen Jazz-Formationen, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen. Sein Lehrer runzelte die Stirne, wenn er davon erzählte, wie er im schummrigen Licht von rauchigen Lokalen bis spät in die Nacht Jazzstandards spielte. „Das schadet ihrem Anschlag und führt sie weg von der seriösen Musik. Sie verlieren die Virtuosität, an der wir arbeiten.“ Und manchmal fügte er noch an: „Ihr Anzug riecht nach Rauch.“ Aber Manuel schlug die Warnungen in den Wind. Er genoss die leicht verruchte Atmosphäre und die rohe Kraft der Rhythmen, wenn der Schlagzeuger zu einem Solo ansetzte und der Saxophonist mit schlafwandlerischer Sicherheit übernahm, während die Zuhörer spontan applaudierten. Vor allem dieser Austausch mit dem Publikum gab ihm das Gefühl, Teil einer Gemeinschaft oder eines Gesamtkunstwerks zu sein. Er fühlte sich aufgehoben. Er gehörte dazu.

Vielleicht war es genau das, was ihm in die Quere kam, als er zur Abschlussprüfung am Konservatorium antrat. Er spielte die geforderten Stücke in einem leeren Saal. Nur in der ersten Reihe sassen die fünf Juroren, die darüber entscheiden mussten, wer das Konzertdiplom erhalten würde. Es lief eigentlich ganz gut. Er schaffte die schwierigen Übergänge, variierte Tempo und Tonalität, liess seine Finger über die Tasten tanzen, wie Tropfen eines warmen Sommerregens. Als er einen kurzen Seitenblick zu den vier Herren und der Dame wagte, erschrak er ob den steinernen Mienen und den ausdruckslosen Blicken. Da war nichts zu sehen von Anteilnahme oder Ergriffenheit als würden die perlenden Läufe nicht bei ihnen ankommen. Seine Leichtigkeit verwandelte sich in eine lähmende Schwere. Er zwang seinen Blick zurück zu den Noten, blickte auf seine Hände und spürte, wie er den Zusammenhang der Etüde für einen Moment verlor. Eine Erinnerung an den Jazzclub blitzte in ihm auf. Er wartete auf das Saxophon, das nun einsetzen und ihn mit einem eleganten, langgezogenen Ton aus der Sackgasse befreien sollte. Das Saxophon setzte nicht ein. Er wusste, dass er es vermasselt hatte. Irgendwie brachte er das Stück zu Ende. Kein Applaus, nur ein trockenes Husten und Räuspern quittierte seine Vorstellung. Er erhob sich, machte eine kurze Verbeugung zu den Juroren, raffte seine Noten zusammen und verliess die Bühne. Eine abgrundtiefe Einsamkeit erfüllte ihn, als er in die Hitze des Juli-Nachmittags hinaus trat.

Dreissig Jahre später sitzt er am Flügel auf der Empore im Hotel Adlon in Berlin. Seine Finger fliegen wie ferngesteuert über die Tasten. Von „Autumn leaves“ leitet er direkt über zu Gershwins „Lady be good“. Sein Blick schweift gelangweilt über die Hotellobby mit dem Elefantenbrunnen, einem Geschenk eines indischen Maharadschas, und die Polstersitzgruppen in denen die Gäste ihren Whisky, Champagner oder kleine Mitternachtshäppchen geniessen. Kellner in klassischen Uniformen balancieren Silbertableaus mit Getränken zwischen den Sitzgruppen durch. Gedämpfte Gesprächsfetzen und das Klicken von Gläsern steigen zur Bel Etage auf. Die Hotelgäste scheinen für sein Spiel kein Ohr zu haben. Seine stupende Technik bleibt unbeachtet, die eleganten Verbindungen von einem Stück zum nächsten gehen im Geplauder unter, seine Improvisationen erhalten nicht die verdiente Aufmerksamkeit. Kein Aufhorchen, kein Blick in seine Richtung, kein anerkennendes Lächeln, kein wippender Fuss. Leicht enttäuscht greift er mit der rechten Hand nach dem Glas mit Gin Tonic während die linke mit einem kurzen Triller zu Paolo Contes „It's wonderful“ wechselt.

Seine Gedanken schweifen ab zu der Zeit, als er mit wechselnden Formationen durch die Jazzkeller Europas tingelte, mit mässigem Erfolg und einem ungesunden Lebensstil. Alkohol und durchzechte Nächte haben in seinem Gesicht und Körper Spuren hinterlassen. Das flüchtige Lächeln wird gleich wieder von der Einsamkeit aus seinem Gesicht gewischt. Müde blickt er hinunter zu den gutgekleideten Herren, die an der Bar mit schön zurechtgemachten Frauen flirten. „Was mache ich hier?“, scheint er sich zu fragen. „Wo bleibt der spontane Applaus, die kleinen Zeichen von Anerkennung für mein Spiel?“ Fast trotzig beschleunigt er den Rhythmus zu einem Samba-Medley, das mit „The Girl from Ipanema“ beginnt und blickt zu einer Gruppe von jungen Leuten an der Bar, in der Hoffnung, eine rhythmische Bewegung wahrzunehmen. Sie lassen sich in ihrem Gespräch nicht unterbrechen. Der Klavierspieler spürt einen Stich im Herz. „Die hören mir gar nicht zu. Ich bin Bestandteil des Mobiliars. Sie nehmen mich nicht wahr, genau so, wie sie den Elefantenbrunnen nicht beachten, die farbige Glaskuppel oder die imposanten Kronleuchter.“

Er seufzt resigniert, schaut auf die goldene Uhr an seinem Handgelenk und beschliesst den Abend zu beenden. Doch seine Finger spielen weiter. Er lässt sie laufen und verfolgt fasziniert die Klanggebilde, die aus dem Innern des Flügels aufsteigen. „Schön!“ denkt er und plötzlich hellt sich der Raum um ihn herum auf. „Meine Finger spielen für mich. Ich bin mein Publikum. Ich bin der einzige Zuhörer auf den es ankommt!“ Seine Augen beginnen zu glänzen, als er leise eine Textlinie von Louis Armstrong singt „What a wonderful world!“ Mit einem rauschenden Crescendo bringt er das Stück zu Ende. Als er sich mit geschlossenen Augen und einem Lächeln zurücklehnt, beginnen plötzlich Hände zu klatschen. Weitere fallen ein und einzelne Bravorufe hallen von der Hotellobby herauf. Leicht verwirrt erhebt er sich und macht einen ungelungenen Knicks. In der Ruhe, die folgt, spürt er, dass etwas fehlt im Gesamtkunstwerk Hotel Adlon. Die Marmorwände, die samtene Polster, das Plätschern des Brunnens, das Geplauder der Gäste, die tanzenden Kellnerinnen drohen auseinander zu fallen. Sie sind nur Einzelteile, wenn sie nicht durch seine Musik zusammengehalten werden. Er und sein Klavierspiel sind unverzichtbare Bestandteile. Sie gehören dazu.

Mit einem tiefen Atemzug setzt er zu einer Zugabe an, lässt seine Finger noch einmal über die Tasten tanzen, spürt den Melodien nach, die sich mit den Geräuschen des Hotelbetriebs verbinden. Dann klappt er den Deckel des Flügels zu und steigt hinunter in die Lobby. Auf dem Weg hinaus in die warme Berliner Nacht, streicht er einer Marmorstatue über den nackten Fuss, als wollte er ihr sagen: „Ausharren, du Schöne! Auch du bist Teil des Gesamtkunstwerks!“